

Zigeunerfamilien Sokoloff, Fjodorow,
Schischkin Masalsky:

Welch ein Chor singt bei dem Jar!
Durch Pischa ging mein Herz verloren.
Die Sokoloffsche Gitarr'
Klingt mir noch heute in den Ohren.

Das, was man jetzt unter dem Namen von Zigeunerliedern in Theatern und Konzertsälen zu hören bekommt, hat den Zusammenhang mit dem Zigeunerlager, mit dem Geist und dem Blut des rätselhaften Nomadenstamms gänzlich verloren. „Der tolle Kaufmann“ und „Ach, Dreigespann“ („Ai-da Troika“) überwuchern den Zigeunergesang. In den Zigeunerlagern, die sich im Sommer in der Nähe von Petersburg oder Moskau niederlassen, hört man deutsche Walzermelodien mit einem sinnlosen Text und sieht man Caféchantant-Gesten. Die alten Lieder kennt höchstens eine uralte, halbblinde, halbtube und wie eine vorjährige Schwarzbrottrinde ausgedörrte Greisin. Aber auch sie wird nur in Tränen ausbrechen, wenn man sie an das Lied erinnert, und hoffnungslos den Kopf schütteln: „Jetzt lacht man über diese Lieder ... Man sagt, diese Lieder sind dumm ... Jetzt werden nur noch moderne gesungen.“

Wie schön waren aber diese dummen Lieder! Wer weiß, aus welchen vergangenen Jahrtausenden, aus welchen südlichen Ländern sie dieses geheimnisvolle Volk, dieser Pharaonenstamm, wie man sie in Mittelrußland nennt, mitgebracht hat? Aus Indien? Ägypten? Südeuropa? Während des Nomadenlebens, unter fremden Sprachen, haben sich die Worte verändert und vermischt, es sind ganze Zeilen und Verse verlorengegangen, und doch — was für ein heißes Blut, welch leidenschaftliche Sehnsucht und glühende Liebe, welch uralte primitive Schönheit strömen die orientalischen Gewinde dieser Lieder aus ... Gerade dank ihrem exotischen Reiz wirkten diese Lieder, die roten Rosen auf dem Schnee glichen, wie ein Zaubermittel.

Solche Lieder habe ich dreimal gehört. Zum erstenmal vor sechs, sieben Jahren. Ich verbrachte mit zwei Freunden einen langen, langweiligen, schneeverwehten Winter in einer weltvergessenen Kloster-Niederlassung. An einem Ende überwinterten ein paar Zigeunerlager. Die Zigeuner haderten schon längst miteinander — aus Kälte, Armut, Sehnsucht, ansässiger Lebensweise und Nichtstun: das eine Lager war mit dem anderen, eine Hütte mit der anderen verfeindet. Die Liebe zum Lied hat aber allmählich alle wieder geeinigt: Männer und Frauen, Vorsänger und Tänzerinnen. Der alte Zigeuner Iwan Nikolajewitsch war ein großer und seltener Liebhaber der alten Feldlieder, und er leitete den Chor. Des Nachts füllte sich seine kleine, schiefe, enge, dunkle Hütte mit Gästen. Die Bewirtung war sehr einfach und bestand nur aus Tee, trockenen Kringeln, Wurst, Käse, etwas Wein und Konfekt für die Kinder.

Vorsängerin war die Tochter Iwan Nikolajewitschs, Mascha, eine unschöne, langnasige, pockennarbige Zigeunerin mit schönen, dunklen, heißen, ängstlichen, freundlichen Augen. Sie fing irgendein Lagerlied an zu singen, und ihr Vater bohrte währenddessen unverwandt, durchdringend seine schwarzen Augen, die in seinen gelben Augäpfeln aufblitzten, in sie und flüsterte an den Lieblingsstellen flehentlich (auf zigeunerisch): „Romanes, Mascha, Romanes!“ Und plötzlich fiel er, zugleich mit dem Chor, ein und sang mit seiner furchtbaren, heiseren, aber musikalisch ungemein sicheren Stimme, und das ganze kleine Zimmer versank in einer seltsamen, wilden und wunderbaren Verflechtung einer Menge männlicher und weiblicher Stimmen. Es waren beinahe gar keine einzelnen Worte zu verstehen — man hörte nur Laute, die Glockengeläute, Seufzern, freudigen Ausrufen glichen ... Plötzlich sprang die Tänzerin, die schöne, blauhaarige Dunjascha, in einer roten, zerrissenen Jacke hervor, und der Chor, erhitzt durch Gesang und Tanz,